

SCHLUSSBETRACHTUNG: AKTIVITÄT VS. STRUKTUR? EINE ANNÄHERUNG

Es gibt kaum eine bundesdeutsche Serie, die ausführlicher untersucht ist als die LINDENSTRASSE. Insgesamt liegen weit mehr text- und inhaltsorientierte Analysen als empirische Untersuchungen zum Publikum vor, wobei die Erforschung der LINDENSTRASSE im bundesdeutschen Kontext innerhalb verschiedener Disziplinen stattfindet: Soziologie, Psychologie, Erziehungswissenschaft und Pädagogik, Sprachwissenschaften, Kultur-, Medien- und Kommunikationswissenschaften. Auffällig ist dabei, dass seit Mitte der 1990er Jahre immer mehr Text- und Rezeptionsstudien die ›Aktivität des Publikums‹ betonen. Bezogen auf meine Ausgangsbeobachtung hinsichtlich der Polarisierung in strukturorientierte Produktanalysen einerseits und aktivitätsorientierte Rezeptionsstudien andererseits, ist demnach eine Verschiebung auszumachen. Einige neuere Textanalysen (besonders im Rahmen der Cultural Studies) beschäftigen sich mit der Frage der aktiven Bedeutungsproduktion der Zuschauenden.

Trotz der ansehnlichen Menge an Literatur zur LINDENSTRASSE bleiben kritische Fragen nach der Kategorie Geschlecht marginal. Man gewinnt eher den Eindruck, dass es sich bei Geschlechterfragen um ein ›politisch korrektes Postulat‹ handelt, das nicht ernsthaft verfolgt werden muss. Die vorliegende Arbeit beansprucht hingegen, die Fernsehforschung mit den Geschlechterstudien produktiv zusammenzuführen. Auf der Suche nach einer angemessenen Bestimmung des Verhältnisses von kritischer Aneignung und Anpassung habe ich versucht zu zeigen, wie Geschlechtertheorien die in der Fernseh- und Rezeptionsforschung viel diskutierte Frage nach den Handlungsmöglichkeiten der Rezipierenden in neuer Weise herausfordern.

Im Folgenden möchte ich einige Schlussfolgerungen aus dieser Studie entwickeln, die neue Forschungsfelder eröffnen. Ich will keinen ›Königsweg‹ der TV-Wissenschaft vorschlagen, dazu ist das Gebiet der Fernseh- und Rezeptionsforschung zu groß. Hier sollen einige Perspektiven und weiterführende Aufgabenfelder skizziert werden, im Sinne einer theoretischen Auswertung meiner bislang erarbeiteten Ergebnisse. Der Fokus verdichtet sich vor allem auf die (unausgesprochenen) Regeln der Produktion von Wissen über die Serie und sein Publikum.

Forschende, die auch Zuschauende sind

Umberto Eco hat zwischen zwei immer wieder zu findenden wissenschaftlichen Umgangsweisen mit dem Fernsehen unterschieden: *Apokalyptische Positionen*, welche die ›Massenkultur‹ verwerfen einerseits, und *integrierte Positionen*, die das Fernsehen mitunter ›naiv‹ verteidigen, andererseits (vgl. Eco 1994). In den zeitgenössischen ›apokalyptischen‹ Positionen wird eine scharfe Grenze gezogen zwischen den Zuschauenden auf der einen Seite und der eigenen, intellektuellen Position auf der anderen Seite, im Sinne eines Distinktionsgewinns, wie ihn Bourdieu beschreibt (vgl. z.B. Bourdieu 2005).¹ Während der ›gebildete Akademiker‹ die ideologischen Funktionsweisen der LINDENSTRASSE scharfsinnig durchschaut, auch wenn er selber durchaus gerne zuschaut, nehmen die Zuschauenden alles für ›bare Münze‹, was ihnen im Fernsehen vorgesetzt wird.

In den letzten 20 Jahren lässt sich allerdings tendenziell (anhand der Forschung zur LINDENSTRASSE) eine Verschiebung beobachten; zumindest was die Werturteile gegenüber dem Fernsehen und seinem Publikum betrifft. Heute finden sich zunehmend ›integrierte‹ Positionen, die den alltäglichen Umgang mit dem Medium Fernsehen idealisieren. Dieser optimistischen Position liegt der Versuch zugrunde, die häufig als ›trivial‹ bezeichneten kulturellen Produkte und Praktiken der Zuschauenden ›aufzuwerten‹. Produziert wird die Vorstellung einer ›guten Populärkultur‹, mit der Konsequenz, dass das Genre oder die LINDENSTRASSE nicht mehr hinsichtlich ihrer normierenden und hierarchisierenden Effekte für die Einzelnen und die Gesellschaft befragt wird. Der gegenüber den Kritikern der ›Massenkultur‹ erhobene Vorwurf, die Zuschauenden zu *erfinden*, findet sich auch bei den Verteidigungen des Fernsehens wieder, wenn auch unter umgekehrtem Vorzeichen. Valerie Walkerdine meint, in den Argumenten zum kreativen Publikum² würde mit überheblichem Gestus festgestellt: »Schaut, sie werden nicht verein-

1 In den Beschreibungen des Publikums, so scheint es, projizieren und übertragen die Forschenden ihre eigenen Widerstände oder Lüste auf die Zuschauenden als ›Andere‹. Damit der eigene Status aufrechterhalten werden kann, muss die wissenschaftliche Forschung (und damit auch die Forschenden selbst) sicherstellen, dass den Individuen in diesem Prozess unterschiedliche Positionen zugewiesen werden.

2 Walkerdine, die sich auf den US-amerikanischen Kontext bezieht, spricht vom widerständigen Publikum. Ich habe in den vorausgegangenen Kapiteln argumentiert, dass im bundesdeutschen Kontext eine Verschiebung von der Frage nach Widerständigkeit zur Kreativität des Publikums stattgefunden hat.

nahmt und sie sind sogar intelligent genug, um ihre eigenen Bedeutungen zu schaffen!« (Walkerdine 1997: 773). Nach der Passivität des manipulierten Konsumenten wird nun die Kreativität des aktiven Rezipienten gefunden, oder auch erfunden. Aus einer Abgrenzung in Form einer Zurbilligung von Handlungsfähigkeit und Kreativität heraus, wird in diesem Prozess das Publikum als ›die Anderen‹ konstruiert. Wie schon in den ›apokalyptischen‹ Positionen situieren sich die Forschenden in diesem Prozess auch selbst als ›gebildete Person‹.

Selbstverständlich deckt die Medien- und Kommunikationswissenschaft ein breiteres Spektrum als das bisher Beschriebene ab. Im deutschsprachigen Raum gehen einige Autoren und Autorinnen einen Mittelweg und versuchen auch Widersprüche und Details wahrzunehmen, die einem verabsolutierenden ›harmonisierenden‹ oder ›kulturkritischen‹ Blick nur allzu leicht entgehen. Es wäre zudem zu funktionalistisch, die Tendenz zur Verteidigung des Fernsehens nur mit einer Strategie der wissenschaftlichen Selbstkonstituierung zu begründen. Der sich wandelnde Blick auf das Fernsehen (und die LINDENSTRASSE) könnte auch in der eigenen Faszination an und der Sozialisation durch televisuelle Produktionen begründet sein. Wenn nämlich situiertes Wissen im Sinne Haraways immer verkörpertes Wissen ist, welches auf die jeweiligen Strukturen verweist, in denen wir verortet sind (vgl. Haraway 1995), dann gilt es hier auch an die jeweiligen televisuellen Erfahrungen derer zu denken, die sich wissenschaftlich mit medialen Alltagskulturen beschäftigen. Mit seiner massenhaften Verbreitung markiert das Fernsehen heute für immer mehr Menschen eine alltägliche Selbstverständlichkeit. Und das für ein breites Publikum unterschiedlicher ethnisierter, nationaler, geschlechtlicher und sexueller Zugehörigkeit und unterschiedlicher Bildungsabschlüsse. So pflegen (heute) viele ›gebildete Personen‹ einen selbstverständlichen Zugang und Umgang mit dem Medium Fernsehen. Ich möchte hier also auf eine Veränderung von mediatisierten Wahrnehmungsformen verweisen, die sich *eben auch* auf jene bezieht, die sich theoretisch-analytisch mit der LINDENSTRASSE beschäftigen. Der historische Prozess des Fernsehens bezieht sich nicht nur auf die Beforschten als ›Andere‹, sondern auch auf die Forschenden selbst. Die beschriebene Verschiebung wirft somit auch die Frage auf, ob das eigene Vergnügen an Dauerserien oder dem Fernsehen heute nicht sogar konstitutiv ist für neue Selbstrepräsentationen von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen. Eine ›Ethnographie der Forschenden‹ könnte hier weiterführende Einsichten liefern.

Um uns dem Fernsehen weder polarisierend noch polemisch, sondern theoretisch-analytisch zuzuwenden, würde es auch helfen, wenn wir Hin- und her auf uns selbst, auf unsere eigenen Scherfahrungen und -gewohn-

heiten in der Forschung zulassen. Mehr noch, wir können dieses Genießen oder unser Ablehnen bestimmter bewegter Bilder für die Forschung selbst nutzbar machen. Erste wichtige Anstöße kann hier die ethno-psychoanalytische Forschung und die feministische Forschung liefern. Eine wichtige Aufgabe der künftigen Fernseh- und Rezeptionsforschung wird darin bestehen, methodische Instrumentarien zu entwickeln und zu prüfen, die nicht nur die Beziehung zwischen den Forschenden und deren Gegenüber kritisch überdenkt, sondern auch unser eigenes Genießen oder Ablehnen bestimmter kultureller Praktiken und Bilder angemessen reflektiert.

Feministische Schaulüste und strukturelle Ausschlüsse

Das eigene Vergnügen an einer Serie muss selbstverständlich nicht bedeuten, dass die kritische Distanz zum Gegenstand verloren ginge. Genauso wenig wie eine berechtigte kritische Haltung gegenüber dem Fernsehen nicht zwangsläufig zu kulturpessimistischen Beschreibungen des Medienkonsums und des Mediums führt. Die eigene Schaulust muss der kritischen Analyse nicht im Wege stehen. Für Ien Ang besteht ein Ziel feministischer Fernsehforschung darin, gründlicher zu verstehen, womit sich Frauen heutzutage befassen, was sie mögen, was sie ablehnen, um solche Wünsche in feministische Politiken einbinden zu können (vgl. Ang 1986: 156). Bezogen auf Möglichkeiten politischer Veränderung gilt es hier auch über Umarbeitungen von Fantasien (die Subjektivitäten affizieren) nachzudenken, wie sie sich in kulturellen Repräsentationen manifestieren (vgl. etwa de Lauretis 1999; Engel 2002). Eine Gefahr, die für die geschlechterorientierte Fernsehforschung damit zusammenhängt, ist es einerseits lediglich die Rezeptionshandlungen von Zuschauerinnen zu untersuchen und andererseits die Forschungsthemen auf ein bestimmtes Material einzuengen; wie Dauerserien, Talkshows, *ALLY McBEAL*, *SEX AND THE CITY*. Televisuelle Repräsentationen also, die bestimmte Facetten weiblicher Handlungsmacht und Autonomie zumindest gelegentlich ins Auge fassen. Die in den einzelnen Formaten angelegten Widersprüche bieten zumindest »auf den ersten Blick« ein Versprechen nach »anderen« Bildern an, ein Versprechen, das eng verknüpft ist mit dem grundlegenden feministischen Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung. Die (heimlichen) Lüste an visuellen Produktionen, bei denen die üblichen Grenzen der Geschlechterdifferenz zumindest ein Stück weit überschritten werden, die Suche nach Inszenierungsstrategien, die im Sinne Butlers das Original selbst als Effekt darstellen, dürfen nicht zu ei-

ner Verengung der Forschungsperspektive bezogen auf das Material und die Fragestellung führen.³ Ich möchte nur einige Beispiele nennen, die bisher nur lückenhaft aus einer aktuellen Geschlechterperspektive bezogen auf das deutschsprachige Fernsehen untersucht sind: Repräsentationen von *Sport*, *Recht*, *Kunst* oder *Wirtschaft*, wobei auch unterschiedliche kulturelle Praktiken im Zusammenhang mit dem Fernsehen zu bestimmen wären, die Identitäten herstellen. Eine weitere relevante Frage ist die nach televisuellen Repräsentationen, die *Geschichte* herstellen und erinnern, historische Rekonstruktionen in Dokumentationen, Serien oder in Nachrichtenmagazinen. Zu untersuchen wäre hier, wie diese Rekonstruktionen durch spezifische Vorstellungen von Geschlechtlichkeit strukturiert sind. Zudem verschließt sich die feministische Medien- und Kommunikationswissenschaft bisher weitgehend der Auseinandersetzung mit künstlerischen Produktionen und Kunstinstitutionen, die sich mit dem Medium Fernsehen oder speziell Dauerserien beschäftigen. Dadurch vergisst sie die Chance, den Dualismus von Hoch- und Populärkultur aufzuwiechen sowie künstlerische Wissensproduktion über spezifische televisuelle Darstellungskonventionen und ästhetische Praktiken nutzbar zu machen.

Ich will damit nicht sagen, es gäbe keine aktuellen Untersuchungen zu den gerade genannten Aspekten, wenn sie auch seltener sind. Schon gar nicht will ich davon abraten, Genres und televisuelle Repräsentationen zu untersuchen, die traditionelle Wahrnehmungsmuster möglicherweise in Frage stellen. Ganz im Gegenteil. Ich halte es durchaus für wichtig, televisuelle Darstellungskonventionen und Fantasien dahingehend zu prüfen, ob und wie sie die Bedingungen der Sichtbarkeit und des Sehens wirkungsvoll verändern können. Die geschlechterorientierte TV-Forschung sollte aber *auch* jene televisuellen Repräsentationen untersuchen, die thematisch weniger eng mit Fantasien von Handlungsspielräumen und ›Geschlechterverschiebung‹ verknüpft sind. Auf diese Weise lässt sich auch die unkommentierte Praxis der Auswahl bestimmter Bilderwelten befragen und zugleich erweitern.

Dementsprechend sollte sich die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung auch mit den eigenen strukturellen Ausschließungsmechanismen befassen, bezogen auf bestimmte Themen die Zuschreibung von bestimmten Zuständigkeiten und Kompetenzen. Die Feminis-

3 Auf diese eingeschränkte Auswahl hat Andrea Seier im Bereich der feministischen Filmtheorie hingewiesen (vgl. Seier 2006: 87). Paula Graham kritisiert, im Bereich der Filmtheorie sei die Frage nach einer lesbischen Subjektposition, wie sie etwa Teresa de Lauretis stellt, bisher vornehmlich bezogen auf Filme von lesbischen Filmemacherinnen diskutiert worden. Graham interessiert sich für die lesbische Zuschauerin im Science-Fiction-Film (vgl. Graham 1996).

tischen Migrantinnen Frankfurt (FeMigra) haben kritisiert, dass MigrantInnen und »schwarze« Menschen an der Universität im besten Fall in die Ecke von »Fachfrauen« und »Fachmännern« geschoben werden (vgl. FeMigra 1995: 55). Mit der anhaltenden Marginalisierung von Fragen nach Rassisierung, Ethnizität, Bildung, Nationalität hat auch die Geschlechterforschung zur Marginalisierung von minorisierten Positionen beigetragen. Kritisch zu befragen ist, welche Positionen, Fragen und Problemfelder keine Beachtung finden, wer zu wem (nicht) spricht, wer wem (nicht) zuhört.

Ich halte es für wichtig, verstärkt auch Arbeiten wahrzunehmen, die nicht zum feministischen Beispielkanon der Rezeptionsforschung gehören. Vor allem solche Arbeiten, die in einem nicht-privilegierten Kontext entstehen, aber auch Untersuchungen aus einem nicht-akademischen Kontext. Nur so lässt sich die eigene privilegierte Position in institutionellen Strukturen hinterfragen und reflektieren. In der bundesdeutschen feministischen TV-Wissenschaft wurden bisher Fragen nach und Untersuchungen zur Konstruktion von Identität bezogen auf Erfahrungen von Ethnisierung, Rassisierung, aber auch Klassenverhältnissen im Umgang mit dem Fernsehen nur am Rande wahrgenommen. Deutlich wird dieses Ignorieren in den vorliegenden deutschsprachigen Überblicken und Zusammenführungen der feministischen Medien- und Kommunikationswissenschaft.

Über den alltäglichen Umgang von minorisierten Personen mit dem Fernsehen (oder gar der LINDENSTRASSE) im bundesrepublikanischen Kontext wissen wir bisher nur wenig. Im englischsprachigen Raum liegen diesbezügliche Arbeiten vor, die auch eine Herausforderung an die bundesdeutsche Rezeptionsforschung darstellen. Einige wenige seien hier angeführt. Minu Lee und Chong Heup Cho liefern Beispiele dafür, wie in den USA lebende koreanische Frauen unter den Bedingungen der Migration koreanische Dauerserien in der Gruppe nutzen, um sich beim gemeinschaftlichen Sehen mit der kolonisierenden Integration auseinander zu setzen, der sie ausgesetzt sind (vgl. Lee/Cho 1990). Purnima Mankekar untersucht Unterhaltungsformate des indischen Fernsehens bezogen auf die Frage nach der Konstruktion einer »neuen« nationalen Identität und ihrer Aneignung in Familien (vgl. Mankekar 1993). Nicht zuletzt seien hier noch einmal die ethnographischen Untersuchungen von Marie Gillespie zu jungen Londonern und Londonerinnen aus Punjabi-Familien und von Ridhika E. Parameswaran zu indischen Liebesroman-Leserinnen erwähnt (vgl. Gillespie 1995; Parameswaran 1999).

Fantasien und Wünsche von Frauen und Männern, aber auch deren politische und gesellschaftliche Handlungsmöglichkeiten, sind nicht homogen. Solchen Auseinandersetzungen mit den Differenzen zwischen

Frauen sollte sich die geschlechterorientierte TV-Wissenschaft nicht verschließen, beziehungsweise sollte sie die vorliegende Forschung gezielter integrieren. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, nicht nur nach Konstruktionen von »Unterlegenheit« zu suchen. Bezogen auf die Lesarten von »höher gebildeten« Personen habe ich argumentiert, dass der Konsum von Dauerserien genutzt werden kann, um »Überlegenheit« und »Distanz« herzustellen.

Nicht zuletzt richtet sich der wissenschaftliche Blick damit auf Männer und Männlichkeiten, wie dies in der deutschsprachigen Medien- und Kommunikationswissenschaft bis heute nur vereinzelt geschehen ist, wie auch hier wieder der Blick auf vorliegende Sammelbände und Forschungsübersichten zeigt. Dabei sollten hegemoniale *wie* nicht-hegemoniale Männlichkeiten als explizites Thema verankert werden, um so auch Machtkonstellationen *zwischen* unterschiedlichen Männlichkeiten fassen zu können.

Zwischen politischer Intervention und akademischem Selbstmarketing

Es ist klar, dass sich immer nur bestimmte Aspekte aus einem Prozess wie der Fernsehaneignung herausarbeiten lassen. Ien Ang zufolge kommt es darauf an, »verantwortliche und bewußt *politische* Entscheidungen darüber zu treffen, welche Position wir nun einnehmen wollen und welchen kontextuellen Bezugsrahmen wir für unseren Ausflug in die Welt der Medienrezipienten wählen wollen« (Ang 1999c: 99, Herv. im Orig.). In diesem Sinne plädiert sie für eine »standpunktbezogene Wahrheit«. Es gilt, eine Relevanzentscheidung zu treffen, wie es Jutta Röser mit Rekurs auf Ien Ang formuliert: »Es geht somit um das Bewußtsein darüber, daß nur Ausschnitte aus einer Gesamtheit und nur Momentaufnahmen aus einem Prozeß herausgearbeitet werden können. Es gilt, eine Auswahl zu treffen und den Standpunkt, von dem aus dies geschieht, deutlich zu machen« (Röser 2000: 345). Dieser Standpunkt, den Ang und Röser betonen, ist selbstverständlich nicht willkürlich, noch geht es darum, Fragestellungen zu universalisieren, sondern dieser Standpunkt ist eine politische und erkenntnistheoretische Entscheidung.

Von dieser Überlegung ausgehend möchte ich den Blick auch auf die jeweilige politische und akademische »Tradition« richten, in welcher sich die Forschenden mit ihren Projekten über die LINDENSTRASSE positionieren. Für die kritischen Traditionen der Cultural Studies wie auch für die feministische Forschung ist ein Verständnis von Wissensproduktion als politische Praxis grundlegend. Eine Anwendung von den für die

britischen Cultural Studies forschungsleitenden Fragen nach Macht und Herrschaft, Diskriminierung und Unterordnung, Kontrolle und Disziplinierung, Gewalt und Ausgrenzung findet im bundesdeutschen Raum nur vereinzelt statt. Den meisten der deutschen Cultural Studies Vertretern fehlt nicht nur das von Hall beschriebene (und von ihm betriebene) wechselseitige Verhältnis zu sozialen Bewegungen, sie scheinen auch nicht an einer Veränderung hegemonialer Verhältnisse interessiert zu sein.⁴ Einem kritischen Nachdenken gegenüber Rassismen, Ethnisierungen, Nationalisierungen oder über das heteronormative System der Zweigeschlechtlichkeit bleiben die Untersuchungen merkwürdig verschlossen. Es wird nicht mehr beansprucht, gegen Kapitalismus, Rassismus, Nationalismus, Sexismus, Heteronormativität und dergleichen mehr einzutreten.

Wie lässt sich diese Perspektivverschiebung erklären? Und wie kommt es, dass feministische, antirassistische, postkoloniale und andere kritische Stimmen im Mainstream der TV- und Rezeptionsforschung nur selten gehört werden?⁵ Nach meiner Auffassung sind die Gründe hierfür unter anderem mit aktuellen Umstrukturierungen an deutschen Hochschulen verknüpft, die neue Anforderungen auch an die dort tätigen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen stellen.⁶ Gerade in Zeiten der Ressourcenknappheit bzw. steigender -verknappung an Hochschulen entstehen neue Typen von Akademikern, neuerdings müssen sich Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zunehmend als Manager und Managerinnen ihrer eigenen Arbeitskraft produzieren (vgl. Wenk 2001: 117; Stegmann 2005: 247ff). Die Cultural Studies sind an bundesdeutschen Universitäten zwar institutionalisiert,⁷ aber (noch) nicht als eigenständige Disziplin etabliert. Im »alltäglichen universitären Kampf« um Stellen und

-
- 4 Davon möchte ich eben jene kritischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ausgenommen wissen, die Cultural Studies betreiben, ohne sich allerdings in wissenschaftlichen Diskursen als deren Vertreter zu stilisieren.
 - 5 Um dies zu belegen, genügt ein Blick in die meisten Reader oder Forschungsüberblicke in der Medienwissenschaft, der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft oder den Cultural Studies.
 - 6 Zu aktuellen bundesdeutschen Diskussionen um die Institution Hochschule mit ihren spannungsreichen Um- und Neustrukturierungen in ihrer Verbundenheit mit der Geschlechterdifferenz siehe Wenk 2001; Stegmann 2005.
 - 7 Über die Folgen der Institutionalisierung schreibt Engelmann: »Die Institutionalisierung des Projektes brachte vor allem den negativen Effekt mit sich, daß das gesellschaftspolitische Engagement der Cultural Studies zugunsten von akademischen Gepflogenheiten – die Einrichtung von Zitierkartells, die Etablierung eines Kanons, die Selbstbespiegelung von Denkschulen, der Entwurf einer eigenen Genealogie und die ständige Wiederholung eines Gründungsmythos – in den Hintergrund getreten ist« (Engelmann 1999b: 29).

Mittelvergaben sind die Cultural Studies eine wirkungsvolle »Methode des Selbstmarketings« (Engelmann 1999b: 28). Das junge Label »Cultural Studies« eignet sich zur Herstellung von universitärem Status und Hierarchie über Referenzen und Expertentum. Was nicht nur hinsichtlich wissenschaftlicher Reputation, sondern auch im Zuge gegenwärtiger Umstrukturierungen der deutschen Hochschullandschaft zunehmend bedeutend ist. Mit Stefanie Stegmann lässt sich argumentieren, dass bei zunehmend knapperen Ressourcen und einem Verständnis der Hochschulen als Dienstleistungsunternehmen – die mit anderen Hochschulen um Mittel und Studierende zu konkurrieren hat – sich die Cultural Studies als ein griffiger Terminus anbieten, um Disziplinen mit ihren »Besitzstandswahrungstendenzen« am Leben zu erhalten, bzw. die eigene wissenschaftliche Arbeit in ein neues Gewand zu kleiden (vgl. Stegmann 2005: 247ff). Auf diese Weise werden Zuständigkeiten und Kompetenzen definiert und (um-)verteilt. Diese Verteilungskämpfe schreiben sich entlang der Geschlechterdifferenz ein (vgl. auch Dorer 2002a: 29). Bezeichnenderweise koinzidiert das aktuell *zunehmende* Interesse an bestimmten Formationen der Cultural Studies im akademischen Bereich mit einem *abnehmenden* Interesse an den Frauen- und Geschlechterstudien.

Als Konsequenz ergibt sich die Frage, was passieren muss, um den »ausgeblendeten« Positionen wieder eine Stimme zu verleihen. Aufgabe der medien- und kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung ist es, dieser Tendenz etwas entgegenzusetzen. Dabei kann es nicht darum gehen, sich auf bestimmte Forschungsfelder festzuschreiben oder sich in Nischen abdrängen zu lassen. Auf die damit zusammenhängenden Gefahren hat Sigrid Weigel in der FRANKFURTER RUNDSCHAU aufmerksam gemacht: »Gerade die Zugeständnisse der Institutionen, zum Beispiel die Einrichtung sogenannter Frauensektionen bei Tagungen, die Besetzung sogenannter Frauenprofessuren usw. haben nicht selten den Effekt einer Trivialisierung. Sie bedeuten eine geduldete Teilhabe, reproduzieren sie doch eine tradierte Geschlechterordnung, in der der Mann das Allgemeine repräsentiert und Frauen einer besonderen Behandlung bedürfen. Was den Frauen den Zugang zum Fach ermöglicht, sichert zugleich den ungestörten Ablauf der übrigen Veranstaltung: eine separierte Teilöffentlichkeit als Forum für geschlechtsspezifische Studien – Integration in Form von Isolierung, zur verbesserten Immunisierung des Gesamtsystems, Frauenforschung als Quarantänestation« (Sigrid Weigel, nach Klaus 1998: 403). Ein politisches Ziel feministischer Forschung besteht darin, sich in die fachspezifischen Diskussionen, in den geregelten Ablauf einzumischen oder sich an den Kämpfen um Definitionsmacht zu beteiligen, wie es Gudrun-Axeli Knapp mit Bezug auf Butler beschreibt (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: 83).

›Bekenntnis zur strategischen Vorläufigkeit‹

In den Untersuchungen zur LINDENSTRASSE, die die Geschlechterzugehörigkeit berücksichtigen, wird Geschlecht als faktische Gegebenheit vorausgesetzt. Die Naturalisierung von Geschlecht wird dabei nicht nur innerhalb des wissenschaftlichen Mainstreams reproduziert, sondern auch in feministischen Diskursen. Wie Teresa de Lauretis schreibt, findet die Konstruktion und Annahme der Geschlechterzugehörigkeit bereits statt, wenn wir für Männer auf einem Erhebungsbogen das Kästchen M ankreuzen, und eben nicht W (vgl. de Lauretis 1996: 71). Judith Butler meint daher, feministische Positionen müssen nicht definieren, ›was Frauen oder Männer sind‹. Ganz im Gegenteil: Eine solche Begriffsdefinition würde feministischen Anliegen vielmehr im Wege stehen.

Aber wie kann die Forderung, ontologische Zuweisungen von Männlichkeit und Weiblichkeit abzulehnen, in der Forschungspraxis umgesetzt werden? Hierfür sollten zunächst die eigenen wissenschaftlichen Setzungen kritisch betrachtet werden. Es gilt, die Identitätskategorien zu kritisieren, die von Machtstrukturen erzeugt und naturalisiert werden, womit eine vermeintlich ›natürliche‹ Geschlechterdifferenz vorausgesetzt und weiter aufrechterhalten wird. Die Annahme von ›männlichen‹ und ›weiblichen‹ kulturellen Praktiken ist Teil jener Strategie, mit der der performative Aspekt der Geschlechterzugehörigkeit in der wissenschaftlichen Forschungspraxis unsichtbar gemacht wird.

In diesem Sinne problematisiert Butler auch die Verwendung der Identitätskategorie ›lesbisch‹ (und ›schwul‹), weil sie neue Ausschlüsse produziert: ›Wenn ich sage, ich bin lesbisch, so produziert dieses ›Coming-out‹ nur eine neue, andere Form des ›Closet‹, des Schweigens. [...] Denn ›out‹ zu sein hängt immer in gewisser Weise damit zusammen, ›in‹ zu sein; es gewinnt seine Bedeutung nur innerhalb dieser Polarität. Daher muß das ›Out-Sein‹ das ›Closet‹ ständig neu produzieren, um sich als ›out‹ zu behaupten‹ (Butler 1996: 18 und 19, Herv. im Orig.). Jedoch fordert Butler nicht dazu auf, über lesbische oder geschlechtliche Identitäten zu schweigen oder in neue ›Unsichtbarkeit zurückzufallen‹ (Butler 1996: 23). Politisch ginge es darum, Identitäten nicht zu definieren und abzuschließen, sondern sich eine Kategorie nutzbar zu machen, die offen für zukünftige Verwendungsformen ist und für ihre zwangsläufigen Ausschlüsse anfechtbar bleibt. ›Durch das *Bekenntnis zur strategischen Vorläufigkeit* [...] kann Identität zu einem Schauplatz der Anfechtung und der Revision werden, ja kann sie sogar in Zukunft Bedeutungen annehmen, die wir heute, wo wir die Kategorie verwenden, vielleicht nicht voraussehen können‹ (Butler 1996: 24, Herv. T.M.).

Wie aber lässt sich die politische Forderung nach einem *Bekenntnis zur strategischen Vorläufigkeit* in der empirischen Forschung umsetzen und welche Konsequenzen sind damit verbunden? Grundlegend ist hierfür zunächst, den wissenschaftlichen Blick auf die Mechanismen der Hervorbringung von Geschlecht und Heteronormativität zu lenken. Gefragt wird nach den Konstruktionsprozessen. Eine kritische Betrachtung von Rezeptionshandlungen, aber auch visueller Repräsentationen, lehnt zugleich eine Zuordnung alles ›weiblichen‹ an die Kategorie Frau und alles ›männlichen‹ an die Kategorie Mann ab. Somit wird es möglich, von Identifikationsprozessen across-gender auszugehen. Auf diese Weise kann sich die TV-Wissenschaft dagegen wenden, sexuelle und geschlechtliche Identitäten zu vereinheitlichen und zu stabilisieren.

Einen nützlichen methodischen Einstieg könnte die von Waltraud Ernst vorgeschlagene Herangehensweise sein, Geschlecht als variable und nicht konstante Größe zu untersuchen (vgl. Ernst 2002: 44). Sie hält es für wichtig, beim Forschungsdesign von Fragebögen oder in Interviewsituationen keine fixen binären Geschlechterkategorien vorauszusetzen. Es sollten entweder vielfältigere Kategorien angeboten oder Geschlecht als offene Frage formuliert werden, um sich so auch den Übergängen und dem Dazwischen widmen zu können.

Neue Anstöße kann hier nicht zuletzt die ethnomethodologische Geschlechterforschung liefern, die ebenfalls das *Wie* der Herstellung von Geschlecht analysiert, dabei eine Bekräftigung der Identität ablehnt und von offenen gesellschaftlichen Verortungen ausgeht. Obwohl sich sowohl die geschlechterorientierte medienwissenschaftliche Rezeptionsforschung als auch die ethnomethodologische Geschlechterforschung mit alltäglichen, routinemäßigen Handlungen beschäftigen, besteht zwischen beiden Herangehensweisen ein eigentümliches Verhältnis: Sie nehmen sich gegenseitig nur am Rande wahr. Für die empirische Fernsehforschung erwächst hier die Aufgabe, die dort erprobten theoretisch-methodischen Zugänge und Verfahrensweisen in ihrem Erklärungspotenzial abzuwägen und für die Rezeptionsforschung produktiv zu machen.

Der flexible Zuschauer

John Fiske und andere Autorinnen und Autoren haben ›den Zuschauer‹ oft überzogen als eine Art ›Widerstandskämpfer‹ konzipiert, der, wie es Jäckel und Peter formulieren, »sein ›semiotisches Schwert‹ gezückt hält, um dominante Bedeutungen zu zerschlagen« (Jäckel/Peter 1997: 57). Trotz eines großen Interesses an den Arbeiten John Fiskes im deutschsprachigen Raum beziehen sich die LINDENSTRASSE-Studien weniger auf

dessen Widerstandstheorem, als vielmehr auf seine Argumente zum aktiven Rezeptionshandeln in spezifischen Kontexten. Als ein grundlegendes Ergebnis dieser Studien kann gelten, dass die Zuschauenden sich televisuelle Texte vor dem Hintergrund ihrer eigenen, alltäglichen Erfahrungen aneignen. Es werden vornehmlich die individuellen, alltäglichen Aktivitäten und die Kreativität des Publikums beleuchtet, statt nach (wie auch immer zu bewertenden) Widerständigkeiten zu suchen. Auf diese Weise ist eine neue Leerstelle entstanden: Das Konflikthafte und Widerstreitende, wie es im Widerstandstheorem jenseits der jeweiligen Auslegung zumindest präsent ist, bleibt weitgehend ausgeblendet.

Die Zuschauenden scheinen in vielen handlungstheoretischen Studien zur LINDENSTRASSE rational aus einem sich immer weiter ausdifferenzierenden Angebot (aus-)wählen und aussuchen zu können. Im hier zugrundeliegenden Konzept der ›freien Wahl‹, wie es einige Textstudien und Rezeptionsuntersuchungen betonen, wird die Zunahme individueller Handlungs- und Wahlmöglichkeiten betont. Die Zuschauenden werden tendenziell als kritische Verbraucherinnen und Verbraucher konzeptualisiert, die sich zu Hause vor dem Fernsehgerät aus einer sich diversifizierenden Warenwelt bedienen können. Das ›Forum‹ Fernsehen wird, um es mit einer anderen Metapher zu sagen, zu einem *Versandhaus*.

Das so beschriebene Publikum erinnert an den ›flexiblen Menschen‹, den der Soziologe Richard Sennett kritisiert hat (vgl. Sennett 2000). Das *flexible Publikum*, das die vorliegende publikumsorientierte Forschung entdeckt hat, ist gesellschaftlich angepasst (keine Subversion, kein Widerstand), offen für Veränderungen etwa im häuslichen Alltag, hoch kommunikativ, entscheidungsfreudig und flexibel. Die Identifikationsmöglichkeiten der Zuschauenden erscheinen umso differenzierter, je differenzierter das Angebot ist. Die zeitgenössischen Flexibilisierungstendenzen werden dabei mit einer Zunahme von Freiheit verwechselt.⁸ Die Fernsehaneignung wird als zielgerichtetes Handeln beschrieben, welches (ausschließlich) intendierte Folgen hat. Doch wenn Zuschauende eine Serie aussuchen, wahrnehmen und interpretieren, dann hat dies auch unbeabsichtigte strukturelle und individuelle Folgen, die die Zuschauenden nicht unbedingt beabsichtigen. Die genannten Positionen können aufgrund ihrer Perspektivverengung nicht erfassen, wie die Zuschauenden mit ihren eigenen (flexiblen und kreativen) Aktivitäten selbst daran beteiligt sind, Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu reproduzieren.

8 Sennett verdeutlicht, dass die ›neue‹ Flexibilität nichts mit Freiheit zu tun hat. »Im modernen Gebrauch des Wortes ›Flexibilität‹ verbirgt sich ein Machtssystem. Es besteht aus drei Elementen: dem diskontinuierlichen Umbau von Institutionen, der flexiblen Spezialisierung der Produktion und der Konzentration der Macht ohne Zentralisierung« (Sennett 2000: 59).

Um die Bedeutung des Fernsehens für die Zuschauenden unter verschiedenen geographischen und historischen Bedingungen zu verstehen, ist es nötig, die Rezeption nicht vom Kontext zu trennen, womit es eben auch die übergreifenden Machtstrukturen und Prozesse zu beschreiben gilt. Eine kritische Fernseh- und Rezeptionsforschung, die daran interessiert ist, die gesellschaftliche Rolle des Fernsehens und seine Effekte (etwa für die Konstruktion von Identität) zu verstehen, darf nicht übersehen, wie sich die Durchsetzung der Heteronormativität und der Zweigeschlechtlichkeit über alltägliche Gewalt-, Macht- und Herrschaftsformen vollzieht: Seien es Konflikte, verletzende Äußerungen oder ›doing gender‹ in alltäglichen Mediengesprächen, sei es durch die familiären Aushandlungsprozesse der Geschlechterordnung, die im häuslichen Kontext der Fernsehaneignung hergestellt, bestätigt oder zurückgewiesen werden, sei es durch die medialisierten Prozesse, die Rezipierende dazu veranlassen, bestimmte Positionierungen einzunehmen.

Wie eine kritische Analyse von Rezeptionshandlungen spezifischer sozialer Gruppen unter Berücksichtigung der televisuellen Repräsentationen aussehen kann, dafür hat unter anderem die geschlechterorientierte Fernsehforschung eindrucksvolle Beispiele vorgelegt. Geschlechterforscherinnen haben in empirischen Studien nachgewiesen, dass die Betrachtenden nicht frei zwischen verschiedenen Bedeutungszuschreibungen und medial angebotenen Subjektpositionen wählen können. Unterschiedliche Wahrnehmungen, Bewertungen und Wirkungen hängen vielmehr vom Verhältnis zwischen medial kursierenden Geschlechterrepräsentationen, gesellschaftlich verfügbaren Geschlechterdiskursen und der Geschlechterzugehörigkeit ab. Ausgehend von der vorliegenden feministischen medienwissenschaftlichen Rezeptionsforschung zeigt sich, wie schwer es zu sein scheint, in Gruppendiskussionen oder im familiären Alltag von hegemonialen Geschlechterpositionen abzuweichen. Angewandt auf das Medium Internet (vgl. Dorer 2001), Medieninterpretationen von Jugendlichen bezogen auf Daily Talks (vgl. Keuneke 2001), die Aneignung von Musikvideos durch Jugendliche (vgl. Bechdolf 1999a) und die Mediengewaltrezeption (vgl. Röser 2000) haben feministische Forscherinnen gezeigt, wie Rezipierende im Allgemeinen versuchen, ihre Geschlechterzugehörigkeit möglichst eindeutig ›männlich‹ oder ›weiblich‹, und auch heterosexuell, darzustellen.

Diese Studien belegen die anhaltend stabile strukturierende Kraft der Kategorie Geschlecht als »sozialer Platzanweiser« (Becker-Schmidt/-Knapp 2000: 143). Die Geschlechterzugehörigkeit ist demnach nicht als eine (sekundäre) Variable bei der Aneignung zu konzeptionalisieren, noch kann von einem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht die Rede sein: »Da jede Diagnose der Veränderung von Geschlechterverhält-

nissen auf einen *Begriff* von Geschlecht angewiesen ist, bleibt diese Kategorie bedeutsam, selbst dann, wenn ihr Bedeutungsverlust für den Objektbereich der Analyse diagnostiziert wird« (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 144, Herv. im Orig.).

Performative Rezeptionshandlungen

Bei der Befragung des Verhältnisses von Aktivität und Struktur bei der Fernsehaneignung hat sich insgesamt die Notwendigkeit gezeigt, sich stärker mit Fragen der Subjektkonstitution auseinander zu setzen. So lässt sich eine Vorstellung von Subjektivität entwickeln, welche nicht einfach zwischen den Polen ›Determinismus‹ und ›freie Handlungsmöglichkeit‹ angesiedelt ist. Bereits im Wortsinn des Begriffs der Subjektkonstitution ist das Ineinanderwirken von strukturierenden Momenten und Handlungsfähigkeit angelegt. Er bedeutet »zum einen Unterliegendes, d.h. Voraussetzung von Aktivität und Gestaltung; zum anderen Unterlegenes, d.h. etwas, was Verhältnissen unterworfen ist. Eben darauf zielt das Substantiv ›Konstitution‹ ab: Was konstituiert ist, verdankt sich Bedingungen und ist unter bestimmten Umständen entstanden« (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 127f). Mit einem psychoanalytischen Konzept der Subjektkonstitution stehen nicht die kulturellen Kompetenzen der Zuschauenden in Frage – entsprechend Halls Formulierung, die Leute seien keine ›cultural dopes‹ – sondern die Idee eines selbstbestimmten, freien ›Zuschauersubjekts‹.

Der Gedanke der Performativität von Geschlecht stellt einen Ansatzpunkt dar, um die Rolle von Geschlecht im Rahmen verschiedener medialer Prozesse weiterzudenken und theoretisch zu begründen. Performative Akte vollziehen gleichzeitig, was sie aussagen, wobei in Butlers Lesart entscheidend ist, dass der Akt seine Autorität aus Bedeutungskonventionen und nicht aus den einzelnen sprechenden Individuen erhält (vgl. insb. Butler 1995: 35ff; Butler 1998: 9ff). Mit Blick auf gemeinhin dem Privaten zugeschriebene fernsehbegleitende Gespräche über die LINDENSTRASSE, die häufig als etwas Individuelles gelten, kann die verfestigte Gegenüberstellung der Strukturiertheit sprachlicher Äußerungen und individueller Sprechakte neu konzeptionalisiert werden. Das ›individuelle‹ Rezeptionshandeln ist dann strukturiert und strukturierend zugleich. Anknüpfend an den für Butlers Denken zentralen Begriff der Performativität und das Verständnis der Bedeutungsproduktion in den kritischen Formationen der Cultural Studies schlage ich vor, nicht an den jeweiligen intentionalen Akten der Zuschauenden anzusetzen,

sondern an den hegemonialen Konventionen und Normen, welche die jeweiligen Rezeptionshandlungen (ein-)rahmen und begrenzen.

Butler betont, performative Akte sind kontingent und ungeschlossen (also historisch spezifisch kontextualisiert) und damit nicht determiniert. Zwar sei jedes zwangsweise Zitieren der Norm an gesellschaftlicher Idealität orientiert, aber kein Zitat mit dem vorherigen identisch. In diesem von Butler betonten Wiederholen von Normen ist somit immer auch die Möglichkeit des Verschiebens von Bedeutungen angelegt. Die Betonung der Handlungsmacht der Rezipierenden – wie sie im Konzept der Performativität eröffnet werden – bieten ein durchaus wichtiges Versprechen, nämlich eine damit einhergehende Hoffnung auf gesellschaftliche Veränderung. Um die politischen Effekte von Rezeptionshandlungen angemessen bewerten zu können, sollten kulturelle Praktiken mit gesellschaftlichen Verhältnissen in ein reflexives Verhältnis gesetzt werden.

Mit diesem Verständnis kann es für die Geschlechterforschung nicht einfach um eine Vervielfachung von Geschlechternormen und -praxen gehen, denn die »Vervielfachung von Subjektpositionen auf einer pluralistischen Achse hätte die Vervielfachung ausschließender und erniedrigender Schritte zur Folge, die lediglich noch größere Fraktionierungen herstellen könnte, eine verstärkte Zunahme von Differenzen« (Butler 1995: 157; auch 169ff). So setzen sich etwa Butler, de Lauretis oder Engel, um nur einige noch einmal aufzugreifen, nicht etwa einfach für eine Auflösung oder Vervielfältigung von Geschlecht ein, sondern sie entwerfen unterschiedliche denormalisierende und enthierarchisierende Strategien, die in die Bedingungen der (Selbst-) Repräsentation und die Prozesse der Hegemoniebildung intervenieren, die die binäre Logik der Identität durchkreuzen, um so nicht-hegemoniale Artikulationen von Subjektivität und gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit zuzulassen.⁹ Mit dieser Herangehensweise kann die Rezeptionsforschung auch Bedeutungszuweisungen erfassen, die nicht auf gesellschaftlicher Idealität und auf vereindeutigten Identitäten basieren. Sie fordert, den Blick weiter auch auf Zuschauende mit ihren televisuellen Bedeutungszuschreibungen zu richten, die geschlechtlich nicht »eindeutig« einzuordnen sind oder sich nicht zuordnen lassen wollen.

9 Vgl. etwa Butlers Konzept der subversiven Wiederholung (vgl. Butler 1991: 209ff; auch Butler 1995: 169ff) und des lesbischen Phallus (vgl. Butler 1995: 85ff), de Lauretis Konzept des »space off« (vgl. Lauretis 1996: 88f) und ihre Theorie zur lesbischen Position im Kino (vgl. Lauretis 1999: 99ff), Engels queere Strategie der »VerUneindeutigung« von Geschlecht und Sexualität und die Begriffe der »Enthierarchisierung« und »Denormalisierung« (vgl. Engel 2002).

Um Bewegung in die Diskussionen um die Macht öffentlicher (Fernseh-)Diskurse und die Handlungsfähigkeit bei der ›privaten‹ Fernsehaneignung zu bringen, bietet es sich an, an feministische Theorien der Öffentlichkeit anzuknüpfen (z.B. Klaus 2001b). Damit lässt sich zeigen, wie mit Bezug auf die sich verändernden medialisierten Kulturen öffentliche Diskurse im Privaten und das Private in öffentlichen Diskursen wirksam ist. Gezeigt habe ich dies exemplarisch anhand der dem Privaten zugeschriebenen fernsehbegleitenden Gespräche über die LINDENSTRASSE. Solche alltäglichen Gespräche, die nur wenige Menschen erreichen, unterliegen einer Beschränkung hinsichtlich ihrer Effekte auf gesellschaftliche Diskurse, womit sich zeigt, dass diese beiden Ebenen nicht gleichberechtigt nebeneinander (be-)stehen. Wenn Öffentlichkeit und Privatheit in diesem Sinne als miteinander verschränkte Prozesse verstanden werden, die hierarchisch angeordnet sind, stellt sich wieder die grundlegende Frage meiner Arbeit nach der ›Macht der Medien‹ und der ›Macht des Publikums‹ im Bezug auf ihre jeweilige hegemoniale gesellschaftliche Wirkung. Zu thematisieren wäre, wie sich die jeweiligen Verschiebungen oder Resignifikationen gesellschaftlich durchsetzen lassen. Nach Klaus können primäre oder sekundäre Medienthematisierungen nur dann zu gesellschaftlichem Wandel beitragen, wenn sie (politisch) verallgemeinert werden; indem sie auf die Ebene der mittleren Öffentlichkeiten gehoben werden, wie dies etwa im Zuge der feministischen (aber auch lesbischen, schwulen, bisexuellen) Bewegung und Politiken geschehen ist. Wichtig wäre es vor diesem Hintergrund, auch die Handlungsintentionen der Zuschauenden mitzudenken (vgl. Vasterling 2001; Klaus 2001b). Nur wenn wir zwischen beabsichtigten und unbeabsichtigten Handlungen unterscheiden, lassen sich die Nutzungs- und Interpretationsweisen von Zuschauenden dahingehend befragen, ob mit ihnen auch Veränderungspotenziale einhergehen (können). Bevor bestimmte Rezeptionshandlungen zur widerständigen Tat erhoben werden, gilt es nach den Intentionen dieser Bedeutungsverschiebungen zu fragen, also, ob Zuschauende überhaupt an einer Veränderung etwa der Medienangebote interessiert sind. Denn nur so können die Verschiebungen und Verwischungen auf Dauer intervenierende Wirkungen entfalten.

Fantasien in der Fernsehrezeption

Allein die Frage nach der Performativität von Geschlecht und den Handlungsintentionen kann nicht ausreichend klären, wie wir von bestimmten Repräsentationen angesprochen werden, genauer gesagt, welche Prozesse uns dazu veranlassen, in der Rezeption überhaupt eine ganz bestimmte Positionierung einzunehmen (vgl. z.B. Hipfl 1999a). Hierfür sind auch Fantasien, unser Begehren und unsere Wünsche entscheidend.¹⁰ Mit Brigitte Hipfl argumentierend, sollte die Fernsehforschung die aktive Bedeutungsproduktion der Zuschauenden stärker unter Bezug auf die Fantasien und Wünsche theoretisieren, um diese Fragestellung erfassen zu können (vgl. insb. Hipfl 1995b; Hipfl 1999a). Fantasien haben einen Effekt auf unsere alltäglichen Handlungen, sie haben Einfluss darauf, was wir im Fernsehen ›aussuchen‹, was uns anspricht, wie wir etwas wahrnehmen oder interpretieren.

Besonders die feministische Filmtheorie liefert wichtige und bisher zu wenig genutzte Werkzeuge an, um die Fantasietätigkeit zwischen ›Öffentlichem‹ und ›Privatem‹, ›Individuellem‹ und ›Gesellschaftlichem‹ zu theoretisieren. Aufschlussreich für die TV-Wissenschaft sind in diesem Zusammenhang solche Theorien, die von ›beweglichen‹ (immer aber historisch, kulturell, gesellschaftlich bestimmten) Identifikationen ausgehen (vgl. Hipfl 1995a; Hipfl 1998; Hipfl 1999a; de Lauretis 1997; de Lauretis 1999; Warth 2003). Auf der Ebene der Fantasie fließen öffentliche und private Erzählungen, wie auch bewusste und unbewusste Elemente zusammen. Nach de Lauretis sind medial angebotene Fantasien gesellschaftlich/historisch strukturiert und sie strukturieren zugleich die Geschichte des Subjektes. Einzelne Sendungen und auch Genres versuchen, Fantasien der zuschauenden Publikumsgruppen in den Sendungen in Szene zu setzen. Dies sind Positionen, in denen die Zuschauenden sich selbst gerne sehen würden (vgl. z.B. Hipfl 1999a), oder wie sie nicht gesehen werden möchten. Hier geht es nicht nur um televisuell angebotene Fantasien wie die romantische Liebe oder Fantasien von heterosexueller Normativität, hier können auch Genrekonventionen als ›Einrahmungen‹ der Fantasie bedeutsam sein. Genres fungieren möglicherweise als Schauplätze des Begehrens und sind damit für die Fantasietätigkeit von Bedeutung. Meine Annahme ist, dass die Dauer-

10 Um ein Missverständnis zu vermeiden: Hiermit will ich nicht sagen, Butlers Theorie der Performativität blende diese Frage aus. Butler erklärt die Annahme der Geschlechteridentität, wie gezeigt, als phantasmatische Identifizierung.

serie mit ihren nie endenden Geschichten eine Bühne für Fantasien von ›Verlässlichkeit‹ und ›Kontinuität‹ ist.

Eine Theoretisierung der Fantasie als Schauplatz des Begehrens ist für die bundesdeutsche Fernseh- und Rezeptionsforschung relevant, weil sie thematisiert, welche Merkmale das ›freie Spiel‹ der Identifikationen begrenzt. Somit bieten die genannten Fantasietheorien ein theoretisches Werkzeug an, um Identifikationen und Begehren in televisuellen Wahrnehmungsprozessen theoretisch zu begründen. Sie ermöglichen widersprüchliche Effekte von televisuellen Repräsentationen auf die Zuschauenden zu erklären, wobei immer psychische, gesellschaftliche und mediale Dimensionen mitgedacht sind.

(Visuelle) Ausdehnungen der Norm(alität)

Seit Mitte der 1990er Jahre finden sich deutlich weniger abbildlogische Repräsentationskritiken, die davon ausgehen, die ›Medienrealität‹ stehe in einem Abbildungsverhältnis zur Realität der Zuschauenden. Neuere textanalytische Untersuchungen der LINDENSTRASSE bedienen sich heute immer öfter konstruktivistischer Verfahrensweisen. Fernseh Wahrnehmung und -aneignung ist immer schon von der Medialität des Fernsehens wie auch von Genrekonventionen ›vorstrukturiert‹, auch wenn die Rezipierenden nicht in der Textstrategie gefangen sind. Daher habe ich die Reflexion verschiedener narrativer und visueller Darstellungskonventionen bestimmter TV-Formate stärker in eine Diskussion der Medialität des Fernsehens eingebunden. Bezogen auf die Frage nach Aktivität und Struktur schlage ich vor, das Fernsehen als flexibles Repräsentationssystem zu erfassen, das seine Ränder immer weiter ausdehnt, dabei aber zutiefst mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen verwoben bleibt. Wie eine solche Analyse aussehen kann, habe ich exemplarisch anhand der lesbischen Repräsentationen in der LINDENSTRASSE vorgestellt. In der LINDENSTRASSE – wie in weiten Teilen des bundesdeutschen Fernsehens – werden geschlechtliche und sexuelle Repräsentationen, die dem hegemonialen System heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit nicht entsprechen, entweder aus dem televisuellen Repräsentationssystem ausgeschlossen oder von diesem vereinnahmt (im Sinne einer Normalisierung).

Welche Konsequenzen wären daraus für das noch junge Feld der genderbasierten Fernsehforschung zu ziehen? Um den hegemonialen Arbeitsweisen des Mediums in ihrer Spezifik nachgehen zu können, sollte die kritisch-feministische Fernsehforschung die Analyse der Ausdifferenzierung von Geschlechter- und Begehrensrepräsentationen mit

Fragen nach deren disziplinierenden, hierarchisierenden und normalisierenden Effekten verbinden. Eine kritische Untersuchung medialer Texte sollte hinterfragen, *wie* die Bedeutungen des Geschlechts in medienkulturellen Praktiken und Produkten hergestellt und verbreitet werden, – immer im Hinblick auf ihre jeweiligen gesellschaftlichen Effekte. Neben den Zwängen, die einer Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen entgegenwirken, ließe sich der forschende Blick aber auch auf die Brüche im Text lenken, die zu einer kritischen Reflexion über gesellschaftliche Strukturen beitragen können. Zu berücksichtigen sind dabei das Ineinandergreifen der narrativen Variationskraft des Fernsehens und die visuellen Strategien, mit denen heteronormative und heterosexistische Strukturen aufrechterhalten (oder angefochten) werden – bei gleichzeitiger Verschiebung der Grenzen des zum ›Normalen‹ gerechneten.

Bisher wenig analysierte televisuelle Darstellungsmuster, wie etwa vermodete und textile Inszenierungen, können neue Zugänge zu diesem Problemfeld eröffnen. An der Konstruktion von heteronormativer Weiblichkeit und ›Schönheit‹ – das hat meine exemplarische Analyse der lesbischen Figuren gezeigt – haben vestimentäre und vermodete Inszenierungen besonderen Anteil.¹¹ Über die Unmittelbarkeit des optischen Zeichens ›Kleidung‹, aber auch über die Platzierung an bestimmten Orten und in Räumen, kann auch in der flüchtigen Wahrnehmung der Charakter von Figuren festgeschrieben werden. So schreibt Karen Ellwanger: »In unserer visuell geprägten Kultur ist menschliche Wahrnehmung und Erfahrung zunehmend auf pure Anschauungsqualität verwiesen. Immer wichtiger wird, gerade in einer komplexen Gesellschaft, ein elementar wirksames optisches Zeichensystem, das auch dem *flüchtigen Blick* Orientierungshilfen eröffnet: Bekleidung ist in ihrer grundlegenden formal-ästhetischen Dimension strukturierte Nachricht über die Mitglieder einer Gesellschaft, bzw. deren Verhältnis zueinander« (Ellwanger 1991: 92, Herv. T.M.).

Der Verweis auf die Unmittelbarkeit des optischen Zeichens ›Kleidung‹ erscheint mir hinsichtlich der Medialität des Fernsehens besonders interessant. Da das Fernsehen auf einem flüchtigen Blick beruht, ist die »unmittelbare Sichtbarkeit« (Heinze 2000: 71) von Kleidung ein geeignetes Zeichen, um Differenzen offensichtlich zu machen. Kleidung

11 Darüber hinaus könnte eine Analyse der televisuellen Darstellungskonventionen von ›Dingen‹, wie vom Umgang mit ihnen, offenlegen, wie Vorstellungen von heteronormativer Weiblichkeit und Männlichkeit ständig erneuert und verfestigt werden. So lassen sich auch geläufige Inszenierungsstrategien des Fernsehens und seiner Dauerserien in ihrer Verwobenheit mit Geschlecht entschlüsseln, die wir nur selten reflexiv wahrnehmen.

im Fernsehen ist ein differenzierender Kode, der bereits auf *den ersten Blick* vereindeutigte Zuschreibungen von Geschlecht sichtbar und erkennbar macht.

Um zu verstehen, welche Bedeutungen bestimmte Personen und soziale Gruppen dem Fernsehen oder bestimmten Sendungen zuschreiben, wie sie dabei dazu beitragen, gesellschaftliche Idealität zu reproduzieren und Identitäten herzustellen, halte ich es für wichtig, die ›visuelle Subjektivität‹ systematisch einzubeziehen. Analog zur feministischen Filmtheorie braucht die Fernsehforschung mehr Theorien und Untersuchungen, die es ermöglichen, zu reflektieren, wie televisuelle Repräsentationen durch visuelle Strategien konstituiert werden.¹² Hier wären vor allem filmtheoretische Überlegungen zu ›Visualität‹ und ›Sichtbarkeit‹ stark zu machen, die sich damit beschäftigen, wie die Mitglieder einer Kultur sehen und welche Bedeutung sie dem Sichtbaren geben. Es betrifft aber auch die Frage, wie das Medium Fernsehen und das Genre der Dauerserie zu sehen und zu hören gibt und die Wahrnehmung der Zuschauenden ›vorstrukturiert‹. Diese Fragen erhalten hinsichtlich der aktuellen Entwicklungen des Fernsehens neue Brisanz, insofern immer mehr Menschen sich im Fernsehen selbst darstellen (oder zumindest die Möglichkeiten haben, dies tun zu können): sei es als Gast in einer Talkshow, sei es in Quizshows oder als Containerbewohner. Die Betrachtenden werden also zunehmend auch zu Betrachteten. Eine weitere, für die Fernsehforschung relevante Frage wäre hier, wie sich diese veränderte Positionierung bezogen auf das Verhältnis von Handlungsfähigkeit und Disziplinierung weiter denken lässt.

Bezogen auf die aktive Bedeutungsproduktion der Zuschauenden ist nicht zuletzt eine Historisierung von kulturellen Praktiken notwendig: »Da der Ort der Frauen [wie auch der Männer, T.M.] in der heutigen Gesellschaft einen so raschen Wandel durchgemacht hat, muß dieser auch berücksichtigt werden« (McRobbie 1999: 210f). Wichtig erscheint es mir daher, televisuelle Repräsentationen und kulturelle Praktiken der Zuschauenden stärker auf sich historisch verändernde hegemoniale Gesellschaftsstrukturen und die sich historisch verändernden Normen und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit zu beziehen. Nur so lassen sich die Beharrungskräfte wie die Verschiebungen und Brüche in televisuellen Repräsentationen und ihrer Aneignung angemessen

12 Für die Auslassung solcher Fragen in der Fernsehforschung habe ich verschiedene Gründe thematisiert. Kurz zusammengefasst sind dies disziplinäre Grenzziehungen, die sozial-, literatur- und kommunikationswissenschaftliche Tradition, sich vor allem mit Inhalten von Nachrichten oder Serien zu beschäftigen sowie die Bestimmung des Fernsehens als auditives Medium.

berücksichtigen. Gerade vor dem gesellschaftlichen Hintergrund – der die individuellen Erfahrungen der Zuschauenden einschließt, aber eben auch die gesellschaftlichen Dimensionen – bewerten und interpretieren die Zuschauenden das, was sie im Fernsehen sehen und hören. Geschlechterrepräsentationen historisch zu betrachten, ermöglicht es, sowohl den alltäglichen Fernsehgebrauch zuhause wie die televisuellen Repräsentationen, auf die er sich bezieht, auf deren strukturelle Folgen hin zu befragen. Es wäre etwa ein lohnendes Unternehmen, zu untersuchen, wie sich im alltäglichen Umgang mit dem Fernsehen hegemoniale gesellschaftliche Praktiken etwa vor dem Hintergrund massiver Veränderungen im Zusammenhang mit dem Arbeitsmarkt (prekarierte Arbeitsverhältnisse, steigende Arbeitslosigkeit etc.) tradieren und verändern. Eine historische Perspektive ermöglicht es auch, nicht nur die Bedeutungszuschreibungen der Zuschauenden, sondern das Sehen selbst als abhängig von seiner gesellschaftlichen und historischen Einbindung zu denken (vgl. z.B. de Lauretis 1990; Silverman 1997).

›Anderes‹ Sehen

Heutzutage rufen zumindest in weiten Teilen der bundesdeutschen Öffentlichkeit bestimmte (nämlich normalisierte) schwule und lesbische Repräsentationen im Genre der Dauerserie keine Protestwellen mehr hervor. Damit ist aber nicht gesagt, Homosexualität sei gesamtgesellschaftlich toleriert oder gar politisch anerkannt. Homophobe Strukturen finden sich mitnichten nur in konservativen oder reaktionären Denkweisen, sondern durchziehen beharrlich nahezu alle gesellschaftlich-kulturellen Praktiken, Institutionen und Techniken. Im Bereich der Fernsehforschung wird das Thema Homosexualität sowohl auf der Text- als auch auf der Rezeptionsebene wenig beachtet.

Laut Dieter Haller trifft die Tabuisierung von Homosexualität auf weite Teile kulturwissenschaftlicher Forschung zu. Das Ignorieren der Homosexualität als ein Ausschlussmechanismus sei innerhalb der Disziplin kein nationales, sondern ein globales Phänomen, weshalb er die Heterosexualität auch als eine wissenschaftliche Denknorm bestimmt (vgl. Haller 1997: 86). Wie Haller anlehnend an Butler, Townley und Whitam feststellt, beeinflusst heteronormatives Denken die Methodologie und Theoriebildung im Mainstream der Kultur- und Sozialwissenschaften, und ich füge hinzu, die Heteronormativität funktioniert nicht nur als Denknorm, sondern auch als Sehnorm. Historisch betrachtet wurde auch die Frauenbewegung und -forschung bis in die 1970er Jahre von der Ausgrenzung lesbischer Positionen, dem Verschweigen oder Leugnen les-

bischer Sexualitäten mitbestimmt.¹³ Für diese anhaltenden ›blinden Flecken‹ in der aktuellen wissenschaftlichen Praxis identifiziert Haller verschiedene Gründe, die er vor allem in der Person der Forschenden begründet sieht, die aus Unkenntnis, Angst oder aufgrund eigener Vorurteile vor dem Thema zurückschrecken (vgl. Haller 1997: 89). Er zieht daraus folgende Konsequenz: »Es ist anzunehmen, daß die Beschäftigung mit einem Thema, das in der eigenen Kultur stigmatisiert ist, den Forscher mit dem Stigma verunreinigt. Wie in Andalusien, wo Männer, die traditionell weibliche Tätigkeiten übernehmen, das Risiko der symbolischen Feminisierung eingehen, so werden Anthropologen, die sich dem Forschungsthema der Homosexualität zuwenden, symbolisch zu Homosexuellen gemacht« (Haller 1997: 89).

Hallers Annahme von der ›Verunreinigung‹ mit dem Stigma der Homosexualität möchte ich mit Butlers These von den ›Höllenfiguren‹, über deren Verwerfung sich die heteronormative Zweigeschlechtlichkeit konstituiert, erweitern (vgl. Butler 1995: 135ff). Mit der von Haller beschriebenen Effeminisierung (beziehungsweise übertragen: die Vermännlichung der Forscherin), die sich über die Beschäftigung mit Homosexualität vollzieht, wird der männliche Wissenschaftler mit dem Abstieg in Weiblichkeit und Verächtlichkeit bedroht, während der weiblichen Wissenschaftlerin die Gefahr des »monströsen Aufstiegs zum Phallizismus« (Butler 1995: 143) droht. Mit Butler argumentiert, ist die Verwerfung der Homosexualität im wissenschaftlichen Diskurs, ebenso wie seine Zuweisung an bestimmte ›Nischen‹, zentrales Moment der Konstitution eindeutiger, heterosexualisierter Zweigeschlechtlichkeit.

Die eigene sexuelle Verortung und geschlechtliche Zugehörigkeit kann als strukturierender Bestandteil der wissenschaftlichen Praxis angesehen werden, der die Auswahl der Gegenstände ebenso betrifft wie die Erhebungssituation. Die TV-Wissenschaft ist vor die Herausforderung gestellt, die strukturellen Praktiken und kulturellen Taktiken der Normalisierung der Heterosexualität offen zu legen, um sie auf diese Weise kritisierbar und angreifbar zu machen. Aus einer heteronormativitätskritischen Perspektive ließe sich nicht nur untersuchen, wie Machtver-

13 Geertje Mak erklärt dies einerseits über die Angst der ersten Frauenbewegung vor einer Ineinsetzung von emanzipierten Frauen mit lesbischen Frauen, denn die rein pathologische Deutung der Lesbe im herrschenden Sexualitätsdiskurs um 1900 hätte eine Pathologisierung von Feministinnen zur Folge gehabt (vgl. Mak 1999). Darüberhinaus sei auch die Annahme, Sexualität basiere auf geschlechtlicher Polarität ein wesentlicher Grund für die Ausschließung. Würde innerhalb dieser hegemonialen Logik die Sexualität der Lesbe ernstgenommen, müsse an ihrer Weiblichkeit gezweifelt werden, wird hingegen ihre Weiblichkeit anerkannt, stehe ihre Sexualität in Frage.

hältnisse unter Berufung auf die Heteronormativität verfestigt werden, sondern es ließen sich immer auch kulturelle Praktiken von verschiedenen Gruppen von Zuschauenden aufspüren, die eben nicht auf normativer Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität beruhen. So könnte die Rezeptionsforschung den Stabilisierungsmechanismen wie den Destabilisierungsmechanismen der Heteronormativität auf die Spur kommen. Hinzugefügt geht es nicht um die Normalisierung der Homosexualität, da dies lediglich die Heterosexualität als Norm und Homosexualität als ›das Andere‹ dieser Norm bestätigt, sondern die Denormalisierung der Heterosexualität (vgl. z.B. Butler 1991; Butler 1995; Hark 1996; Haller 1997; de Lauretis 1999; Engel 2002).

Nicht zuletzt sollte eine hegemoniekritische Perspektive nicht vergessen, dass eine gewisse ausdifferenzierte – und sich womöglich weiter ausdifferenzierende – televisuelle Präsenz von (lesbischen) Frauen oder minorisierten Gruppen keineswegs deren Präsenz in den Bereichen bedeutet, in denen es um die politische Aushandlung von gesellschaftlichen Strukturen geht. Verschiedene feministische Forscherinnen haben bereits aufgezeigt, wie im Feld des Sichtbaren der Eindruck von Offenheit, Vielfalt und Toleranz entsteht, zugleich aber Ausschließungen auf juristischer, politischer oder ökonomischer Ebene beharrlich fortbestehen. Eve Sedgwick hat es am treffendsten formuliert. Es bestehe eine Gleichzeitigkeit von »höchst regulativer Sichtbarkeit« bei gleichzeitiger »diskursiver Auslöschung« (zit. nach und Übs. von Schaffer 2004: 218). Jenseits der zunehmenden, wenn auch höchst regulativen televisuellen Bilder von ›starken‹ weiblichen Figuren oder lesbischen Frauen im Genre der Dauerserie bleiben verschiedene Gewalt-, Macht- und Herrschaftsformen unangetastet. Diskursive Auslöschung geht oft mit alltäglicher Gewalt einher – und dies nicht nur im Fernsehen. Körperliche Übergriffe, verbale Angriffe und soziale Demütigungen sind für heterosexuelle Frauen, lesbische Frauen, schwule Männer, transgender, bi- und intersexuelle, crossdressende Menschen nach wie vor an der Tagesordnung.

Abspann: Übergänge und Wechselbezüge

In der vorliegenden Arbeit habe ich vorgeschlagen, im Bereich der Fernsehforschung eine theoretische Praxis zu entwickeln, die die Polarisierung in Aktivität und Struktur, öffentlich und privat, gesellschaftlich und individuell überwindet. Fragen nach der Subjektkonstitution, nach der visuellen, narrativen und sprachlichen Variationskraft des Fernsehens, nach den sich kontinuierlich verändernden politischen und

historischen Rahmenbedingungen der Rezeption und Überlegungen zur Integrationskraft kapitalistischer Verhältnisse, sollten eine gesellschaftskritische Fernsehanalyse begleiten. Ein weiterer Punkt, in dem noch viel Spielraum besteht, sind Fragen nach der Globalisierung der Fernsehindustrie – damit verbunden auch Tendenzen zu einer Vereinheitlichung visueller Repräsentationen und deren Aneignung, in diesem Fall über den bundesdeutschen Kontext hinaus.

Es gilt dabei, sich über die jeweiligen Disziplinengrenzen hinweg, neuen theoretischen und methodischen Zugängen zu öffnen. Einbezogen werden sollte hier die Subjektivität und die disziplinäre Verortung der Forschenden, die das Forschungsfeld verändern und deren eigene Seherfahrungen, Medienbiographien und visuellen Lüste im Forschungsprozess reflektiert werden sollten. Somit kann nun der Gegensatz zwischen den Forschenden einerseits und den Zuschauenden andererseits aufzulösen begonnen werden.

Die Fernseh- und Rezeptionsforschung sollte weiter an solchen Konzepten arbeiten, die das Ineinandergreifen der *medialen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen*, der *aktiven Bedeutungsproduktion der Zuschauenden* und der *Subjektivität der Forschenden* konsequent berücksichtigen. Diese drei Ebenen gilt es in ihrem konstitutiven Verhältnis zueinander zu theoretisieren – dies gilt sowohl für die Text-, wie auch für die Rezeptionsanalysen. Somit kann auch Bewegung in üblich gewordene Polarisierungen und Dichotomien gebracht werden. Vor allem die verfestigte Gegenüberstellung von Theorie und Praxis, Hoch- und Populärkultur, Aktivität und Struktur, subjektiv und gesellschaftlich, Sprache und Bild, Realität und Phantasie, Männlichkeit und Weiblichkeit, Heterosexualität und Homosexualität und nicht zuletzt die Trennung von Forschenden und Beforschten. So, wie es Regina Becker-Schmidt bezogen auf den feministischen Umgang mit Dichotomien vorgeschlagen hat: Sie können als Eckpunkte eines Kontinuums begriffen werden (vgl. Becker-Schmidt 1998). Neue Aufschlüsse und zeitgemäße Beschreibungen des Fernsehens sind möglich, wenn sich die Forschung dem Dazwischen und den Übergängen, den Wechselbezügen und Verflechtungen widmet.

Die Genderforschung kann für die weitere Entwicklung der Fernseh- und Rezeptionsforschung weitreichende analytische Werkzeuge und theoretische Erkenntnisse anbieten. Eine kritische Geschlechterforschung sorgt nicht zuletzt für eine konsequente Berücksichtigung des Politischen in der TV-Wissenschaft. Und das ist auch gut so.